Jede Hochkultur geht an sich selbst zu Grunde

Ein kleinbürgerlicher Beitrag zum Untergang

Matthias Layer

IMPRESSUM

Matthias Layer

Jede Hochkultur geht an sich selbst zu Grunde

Ein kleinbürgerlicher Beitrag zum Untergang

Text und Konzept: Matthias Layer

© 2026 Matthias Layer

Alle Rechte vorbehalten.

INHALT

1 / Prolog - Ausgerechnet wir?
5 / TEIL I - AUSGERECHNET WIR?
6 / 01. Tüftlerland
9 / 02. Der Württemberger Wein
12 / 03. Der Metzger soll bleiben
18 / 04. Rom hilft auch nicht immer.
21 / TEIL II - SCHAFFEN, LEBEN, VERSORGT SEIN
22 / 05. Du kannst doch mehr aus dir machen
26 / 06. Wir haben alles. Nur keine Zeit.
31 / 07. Wir werden älter. Zum Glück.
37 / 08. Ordnung muss sein
42 / 09. Unsere Kinder sollen es einmal besser haben
47 / 10. Vierzig Joghurts und eine Küche, die alles kann
54 / 11. Wir lieben die Natur. Deshalb fahren wir hin.
59 / 12. Der Staat könnte das doch machen

65 / TEIL III - WISSEN, ORDNUNG UND TECHNIK
66 / 13. Das ganze Wissen der Menschheit. Und wir wissen es trotzdem besser.
73 / 14. Jetzt denkt auch noch die Maschine
79 / 15. Die Kehrwoche war vielleicht doch eine Hochkultur
84 / 16. Die Kirche steht noch da
89 / 17. Schaffe, schaffe, Häusle baue. Sicher ist sicher.
94 / 18. Kaputt? Neu. Oder irgendwo einlagern.
100 / TEIL IV - WOHLSTAND IN FREIER WILDBAHN
101 / 19. Luxus heißt heute Standard
106 / 20. Brot und Spiele. Heute mit WLAN.
110 / 21. Wir wollen Gemeinschaft. Nur nicht jeden Dienstag.
117 / 22. Die gute alte Zeit hatte schlechte Zähne.
121 / 23. Es soll sich etwas ändern. Aber bitte nicht vor meinem Parkplatz.
126 / TEIL V - ALLES BITTE SOFORT UND PASSEND
127 / 24. Heute noch. Sofort wäre besser.
133 / 25. Der Kunde ist König. Leider bin ich beides.
138 / 26. Krank sein war früher umständlicher.
141 / 27. Unsere Familie braucht inzwischen eine Disposition.
147 / 28. Bitte genau so, wie ich es möchte.
153 / 29. Das Haus ist smart. Ich brauche ein Passwort.
157 / 30. Sparen darf ruhig etwas kosten.
161 / TEIL VI - UND WER TRÄGT DAS?
162 / 31. Rechte sind beliebt. Die Rechnung bitte an jemand anderen.
165 / 32. Was funktioniert, muss offenbar niemand mehr erklären.
169 / 33. Kann man wenigstens etwas weglassen?
172 / Epilog - Versandkostenfrei
174 / Sachhinweise & Quellen

PROLOG
Ausgerechnet wir?

Die Idee zu diesem Buch ist schon ein bisschen größenwahnsinnig. Ich sitze in Leingarten, schaue aus meinem kleinen württembergischen Blickwinkel auf die Welt und denke darüber nach, warum große Gesellschaften irgendwann anfangen, sich selbst das Leben schwer zu machen. Andere studieren dafür Geschichte, Philosophie oder Soziologie und verbringen Jahre in Bibliotheken. Ich habe vier Kinder, ein Unternehmen, einen Gemeinderat, einige Vereine hinter mir und inzwischen sechzig Jahre Lebenserfahrung. Ob das für eine Theorie über Hochkulturen reicht, ist zumindest fraglich. Für eine Meinung reicht es bei uns bekanntlich schon deutlich früher, und damit bin ich dann wieder mitten in Deutschland.

Ich weiß nicht einmal, ob wir Deutschen überhaupt eine Hochkultur sind. Vielleicht ist schon die Frage überheblich. Vielleicht halten wir uns nur für eine, und auch das wäre ein interessantes Thema. Wir haben jedenfalls ein recht gutes Bild von uns selbst. Wir sind organisiert, gründlich, fleißig, zuverlässig und irgendwie auch noch immer das Land der Dichter, Denker und Tüftler. Im Südwesten kommt dazu, dass wir uns auf Daimler, Bosch, Zeppelin und Kärcher berufen können. Das macht etwas mit dem Selbstbewusstsein. Man fährt an einem alten Fabrikgebäude vorbei und hat fast das Gefühl, die Weltgeschichte sei hier irgendwann einmal mit öligen Händen aus einer Werkstatt gekommen.

Trotzdem lässt mich ein Gedanke nicht los. Eigentlich ist daraus dieses ganze Buch entstanden. Uns geht es gut.

Sehr gut sogar. Ich will nicht zurück in die fünfziger Jahre, auch nicht in die siebziger und ehrlich gesagt nicht einmal unbedingt in die neunziger. Heute ist vieles besser. Die Medizin ist besser, Autos sind sicherer, Wohnungen komfortabler, die Auswahl ist riesig, wir reisen mehr, wir leben länger und für die meisten von uns ist körperliche Arbeit nicht mehr das, was sie für unsere Großeltern war. Ich finde Zentralheizung, Internet und fünf Wochen Urlaub durchaus angenehm und möchte das alles nicht aus kulturhistorischer Sehnsucht wieder abgeben. Wer vom guten alten Früher schwärmt, sollte vielleicht vorher festlegen, welches Jahr er meint und ob er dort auch krank werden möchte.

Am liebsten arbeiten wir weniger, gehen früher in Rente und bleiben trotzdem vernünftig abgesichert. Schulen, Straßen, Pflege, Bahn und Sicherheit sollen funktionieren; der Staat soll im richtigen Moment da sein, aber bitte nicht dauernd im Weg stehen und möglichst auch nicht zu viel kosten. Regionale Produkte finden wir wichtig und ärgern uns über sterbende Innenstädte, während das Ladekabel abends vom Sofa aus bestellt wird. Metzger und Bäcker sollen bleiben, beim Preis vergleichen wir trotzdem. Handwerker fehlen, beim eigenen Kind beruhigen Abitur und Studium. Natur lieben wir ebenfalls – bis am Waldrand schon alle anderen parken.

Ich schreibe hier bewusst immer wieder wir. Ich komme da nicht raus. Ich bestelle im Internet. Ich fliege in Urlaub. Ich freue mich über einen guten Preis. Ich fahre Auto und bin nicht begeistert, wenn wegen einer Baustelle eine Umleitung eingerichtet wird, obwohl ich natürlich der Meinung bin, dass unsere Straßen in Ordnung sein sollten. Ich finde Regionalität gut und trinke trotzdem auch einen Wein aus Südafrika oder Italien. Ich möchte Fachkräfte und habe selbstverständlich auch bei meinen eigenen Kindern darüber nachgedacht, welche Ausbildung oder welches

Studium ihnen die besten Möglichkeiten bietet. So ist das eben. Man kann durchaus zwei Dinge gleichzeitig richtig finden, die sich in der Wirklichkeit gegenseitig ein bisschen behindern.

Genau das gefällt mir an der Hochkultur-Idee. Nicht dieser große Untergangston, bei dem irgendwann die Barbaren vor dem Tor stehen und einer vorher schon alles gewusst hat. Ich glaube nicht, dass Gesellschaften so funktionieren. Viel interessanter ist doch, ob das, was sie groß und erfolgreich gemacht hat, irgendwann Nebenwirkungen entwickelt. Eine erfolgreiche Gesellschaft kann sich mehr Regeln leisten, mehr Absicherung, mehr Verwaltung, mehr Rücksicht auf einzelne Interessen. Das ist zunächst ein Fortschritt. Aber irgendwann kann aus der Summe guter Absichten ein System entstehen, in dem jede einzelne Regel ihren Sinn hat und trotzdem keiner mehr so richtig versteht, warum das Ganze so kompliziert geworden ist.

Das kenne ich aus dem Unternehmen. Wenn ein Betrieb klein ist, weiß jeder ungefähr, was der andere macht. Dann wächst er, es kommen Menschen dazu, Aufgaben werden verteilt, Zuständigkeiten entstehen, Prozesse werden beschrieben, und irgendwann braucht man eine Besprechung, um zu klären, wer an der Besprechung teilnehmen muss. Auch das hat Gründe. Niemand führt einen Prozess ein, weil er morgens beschlossen hat, die Firma langsamer zu machen. Meistens ist vorher etwas schiefgelaufen. Also regelt man es. Dann passiert etwas Neues, also ergänzt man. Irgendwann kann man sich kaum noch vorstellen, wie es einmal ohne all das funktioniert hat. Im Staat dürfte es nicht grundsätzlich anders sein, nur in deutlich größer.

Eine Untergangsprophezeiung soll daraus nicht werden. Dazu bin ich viel zu gerne hier. Ich mag dieses Land, Württemberg und viele unserer Eigenheiten, selbst die,

über die ich mich aufrege. Über Dinge, die einem egal sind, spottet man nicht so genüsslich. Wenn mir das Gasthaus im Ort gleichgültig wäre, müsste ich mich nicht über sein Schließen wundern. Wenn mir deutsche Industrie egal wäre, würde mich kein chinesisches Elektroauto beschäftigen. Und wenn mir der Gemeinderat egal wäre, könnte ich dienstagabends zu Hause bleiben. Das wäre manchmal verlockend, aber eben nur manchmal.

Deshalb fange ich nicht bei Rom an. Ich fange bei uns an: beim Wein, beim Handwerker, beim Bäcker, beim Auto, beim Elternabend, bei Amazon, bei Arbeit, Rente und Urlaub – und öfter, als mir lieb ist, bei mir selbst. Von dort aus kann man zurückschauen. Geschichte kann helfen, die Gegenwart besser zu verstehen. Sie kann aber auch nur zeigen, dass Menschen schon immer erstaunlich gut darin waren, sich gleichzeitig für vernünftig und widersprüchlich zu halten.

Und wenn wir am Ende gar nicht untergehen, wäre mir das ausgesprochen recht. Dann war dieses Buch eben eine etwas längere Form der Selbstbeobachtung. Dafür gibt es schlechtere Gründe zu schreiben.

01 / TEIL I

AUSGERECHNET WIR?

///

01
Tüftlerland

Ware steht im Lager, der Kunde braucht sie, eigentlich könnte einer einen Lieferschein machen und losfahren. Stattdessen wird geprüft, rückgefragt, freigegeben und dokumentiert. Irgendwann stehe ich daneben und frage: „Warum machen wir das eigentlich so kompliziert?“ Dann erklärt mir jemand freundlich, dass eine dieser Regeln nach einer Reklamation eingeführt wurde. Nicht selten unter meiner Beteiligung. In solchen Momenten wird meine große Rede über Bürokratie etwas leiser.

Das ist kein Weltproblem. Es ist nur eine kleine Szene aus dem Land der Tüftler. Wenn man aus Baden-Württemberg kommt, wächst man mit einer ziemlich klaren Vorstellung davon auf, wer wir sind. Daimler, Bosch, Zeppelin, Kärcher, dazu Maschinenbauer und Mittelständler, deren Namen außerhalb ihrer Branche kaum jemand kennt und deren Technik trotzdem irgendwo auf der Welt eine Produktion am Laufen hält. Andere haben Rohstoffe, wir haben Ideen. Und wenn beides fehlt, sparen wir wenigstens so lange daran herum, bis es doch irgendwie funktioniert.

Und dann tauchen chinesische Hersteller auf, deren Namen vor wenigen Jahren kaum jemand kannte, und plötzlich geht es nicht mehr nur um billig. Die Autos sehen ordentlich aus, die Software kann etwas, Reichweiten werden besser, Entwicklungsgeschwindigkeiten sind hoch. Dass sich die Gewichte verschoben haben, ist kein Gefühl: 2025 wurden weltweit knapp 22 Millionen Elektroautos produziert. Rund 16 Millionen davon kamen aus China – fast drei von vier. Unsere politischen und gesellschaftlichen

Verhältnisse möchte ich dafür ganz sicher nicht eintauschen. Aber das Auto fährt eben trotzdem. Und der Kunde sieht zuerst das Auto, nicht unsere Erklärung dazu.

Das trifft uns an einer Stelle, an der wir ziemlich selbstverliebt sind. Technik können wir. Auto können wir. Maschine können wir. Das ist ein bisschen wie beim eigenen Kind: Schönheit sei völlig nebensächlich – bis jemand behauptet, ein anderes sei schöner. Bei unserer Industrie hören wir ähnlich genau hin. Die Welt darf sich verändern. Nur bitte nicht ausgerechnet in den Bereichen, in denen wir uns seit hundert Jahren für besonders gut halten.

Gründlichkeit hat uns weit gebracht. Ich möchte auf keiner Brücke fahren, deren Statiker gesagt hat: Probieren wir es einfach mal. Nur kann aus Gründlichkeit auch Behäbigkeit werden. Wer eine erfolgreiche Industrie, Millionen Arbeitsplätze, Fabriken, Lieferketten und ein funktionierendes Geschäftsmodell verteidigt, hat mehr zu verlieren als jemand, der neu anfängt. Genau darin steckt die Gemeinheit des Erfolgs: Was gestern verantwortungsvoll war, kann morgen zu langsam sein. Im Betrieb kenne ich die kleine Version davon. Jemand schlägt etwas Neues vor, und meine erste Frage lautet manchmal: Warum sollen wir das ändern, es funktioniert doch? In diesem Moment bin ich schon weniger Tüftler als Besitzer einer funktionierenden Maschine.

China taugt deshalb eher als Spiegel denn als Feindbild. Wir haben jahrzehntelang Maschinen, Autos, Chemieprodukte und Know-how verkauft und gleichzeitig günstige Produkte aus Asien gekauft. Wer jahrzehntelang produziert, lernt. Wer lernt, entwickelt selbst. Und wer selbst entwickelt, möchte nicht dauerhaft der günstige Zulieferer bleiben. Wenn ein Mitarbeiter bei mir zwanzig Jahre lang alles gelernt hat und sich irgendwann

selbstständig macht, kann ich mich darüber ärgern. Überrascht sollte ich nicht sein.

Auch wir Verbraucher gehören zu dieser Geschichte. Deutsche Industrie, gute Löhne, hohe Standards und weniger Abhängigkeit klingen überzeugend. An der Kasse bekommt die Überzeugung dann einen Preis. Die Gartenleuchte für 12,90 Euro liegt neben der für 29,90 Euro, und plötzlich wird Geopolitik sehr praktisch. Ich schaue ebenfalls auf Preise. Das große Tüftlerland endet erstaunlich oft am eigenen Einkaufswagen.

Abschreiben würde ich es trotzdem nicht. Dazu bin ich zu selbstverliebt. In dieser Gegend sitzen noch immer genug Menschen, die Dinge verbessern wollen. Sie müssen nur wieder öfter die Chance bekommen, etwas zu verändern, bevor das Alte endgültig nicht mehr funktioniert. Ein Museum ist schön, aber es produziert keine Zukunft. Und wenn die nächsten großen Dinge längst entstehen und ich sie nur noch nicht sehe, wäre mir das sehr recht. Dann kann ich dieses Kapitel später streichen und behaupten, ich hätte es nie so gemeint. Auch das können erfolgreiche Gesellschaften ziemlich gut.

02
Der Württemberger Wein

Es gibt diesen alten Spruch über unseren Wein: Kenner trinken Württemberger, und der Württemberger trinkt ihn selber, deshalb wird so wenig exportiert. Ich weiß nicht, wer ihn erfunden hat, und ich will auch gar nicht prüfen, ob er statistisch jemals gestimmt hat. Das würde ihn nur kaputtmachen. Für mich steckt darin ziemlich viel Württemberg. Man ist überzeugt von dem, was man hat, trägt es aber nicht unbedingt mit großer Geste vor sich her. Der Wein ist gut, wir trinken ihn, und damit ist die Sache eigentlich erledigt. Wenn für den Rest der Welt nichts übrig bleibt, ist das bedauerlich, aber kein Grund, weniger zu trinken.

Heute stehen im Weinregal Flaschen aus Südafrika, Chile, Australien, Neuseeland, Frankreich, Italien und Spanien. Dagegen habe ich überhaupt nichts. Ich trinke selbst gerne Wein aus anderen Gegenden und halte Weltläufigkeit grundsätzlich für angenehmer als die Vorstellung, hinter Heilbronn beginne kulturell das Ausland. Man kann aus Württemberg kommen und trotzdem neugierig sein. Nur ist es eben schon ein bisschen komisch, wenn wir uns gleichzeitig sehr ausführlich über Regionalität und Nachhaltigkeit unterhalten und dann einen Wein kaufen, der einmal um die halbe Welt gereist ist, während drei Kilometer weiter Reben am Hang stehen.

Im Restaurant wird es nicht besser. Da sitze ich im Heilbronner Land, schaue in eine Weinkarte und interessiere mich plötzlich für einen Primitivo aus Apulien. Nichts gegen Apulien. Aber man muss den Widerspruch schon mögen: draußen stehen die Reben praktisch bis ans

Ortsschild, und ich brauche für mein Abendessen erst einmal einen kleinen Import. Wenn der Wein gut ist, denke ich darüber selbstverständlich erst nach dem zweiten Glas nach.

Das ist überhaupt das Schöne an Regionalität: Sie kostet nichts, solange sie ein Gefühl bleibt. Teurer wird sie, wenn ich mich beim Einkauf tatsächlich danach richte. Dann konkurriert Heimat mit Preis, Auswahl und Bequemlichkeit. Und meistens tritt Bequemlichkeit erstaunlich selbstbewusst auf. Ich kenne kaum jemanden, der morgens aufsteht und sagt: Heute schade ich ein bisschen meiner Region. Wir machen das viel eleganter. Wir treffen zwanzig vernünftige Einzelentscheidungen und wundern uns später über das Ergebnis.

Manchmal habe ich den Württemberger schon in der Hand und sehe daneben eine Flasche aus Südafrika, zwei Euro günstiger, schönes Etikett. Dann kommt dieser lächerlich kurze Moment, in dem ich tatsächlich noch einmal aufs Preisschild schaue und innerlich eine Grundsatzdebatte eröffne. Regionalität ist wichtig. Weltoffenheit aber auch. Preisbewusstsein sowieso. Nach ungefähr zwölf Sekunden habe ich drei Werte gefunden, die zufällig alle für die günstigere Flasche sprechen. An der Kasse fühlt sich das schon wieder völlig vernünftig an.

Ich will daraus keine Anklage an die Gegenwart machen. Weltweiter Handel hat Wohlstand geschaffen, Reisen hat unseren Horizont erweitert, und ich möchte auf italienisches Olivenöl oder französischen Käse nicht verzichten. Mir reicht die kleine Peinlichkeit am Regal: Ich erkläre Regionalität gern als Haltung und entdecke beim Preis plötzlich die Vorzüge der Weltoffenheit.

Genau deshalb mag ich den alten Spruch vom Württemberger Wein. Da gab es wenigstens keinen Unterschied zwischen Haltung und Verhalten. Man hielt

den eigenen Wein für gut und trank ihn. Einfacher geht es kaum. Vielleicht war das engstirnig. Vielleicht auch arrogant. Aber es hatte eine gewisse Konsequenz, die uns heute manchmal fehlt. Wir erklären sehr genau, welche Welt wir gerne hätten, und leben dann in einer anderen, weil sie bequemer ist.

Wenn dabei ein Glas Württemberger hilft, bin ich bereit, meinen Beitrag zu leisten. Man muss eine Hochkultur ja nicht völlig nüchtern beobachten.

03
Der Metzger soll bleiben

Samstagvormittag ist eigentlich ein ganz guter Zeitpunkt, um über Globalisierung nachzudenken. Nicht weil ich dann besonders philosophisch wäre, sondern weil man samstags einkauft. Man fährt zum Bäcker, zum Metzger, noch schnell in den Supermarkt, und wenn etwas fehlt, bestellt man es später im Internet. Das ist alles völlig normal und gerade deshalb interessant. Ich möchte ziemlich viele Dinge erhalten, die ich gleichzeitig nicht immer konsequent nutze. Einen guten Metzger im Ort, einen Bäcker, bei dem das Brot noch nach Bäckerei aussieht, ein Gasthaus, in dem man sich trifft, und Geschäfte, damit unsere Ortsmitte nicht irgendwann nur noch aus Wohnungen, Versicherungen und einem Paketautomaten besteht. Ich finde das wirklich wichtig.

Wichtig heißt bei mir allerdings nicht automatisch, dass ich jedes Stück Fleisch beim Metzger, jedes Hemd im örtlichen Laden und jede Kleinigkeit vor Ort kaufe. Manchmal ist der Supermarkt günstiger, manchmal hat der andere die bessere Auswahl, manchmal bin ich schlicht zu bequem. Und wenn mir abends ein Ladekabel fehlt, fahre ich nicht noch einmal los, sondern bestelle es. In dem Moment denke ich nicht an die Zukunft des Einzelhandels. Ich denke an das Ladekabel.

Genau da liegt ein ziemlich großer Teil unserer heutigen Widersprüche. Wir haben eine Vorstellung davon, wie unser Ort aussehen soll, und gleichzeitig ein ganz anderes Verhalten, wenn wir als Verbraucher unterwegs sind. Das eine ist emotional, das andere praktisch. Emotional wollen wir den Metzger behalten. Praktisch schauen wir auf den

Preis. Emotional finden wir die kleine Buchhandlung schön. Praktisch bestellen wir am Sonntagabend, weil das Buch am Dienstag da ist. Emotional wünschen wir uns ein Gasthaus im Dorf. Praktisch gehen wir fünf- oder sechsmal im Jahr hin und finden es dann schade, wenn der Wirt sagt, dass es sich so nicht mehr lohnt. Ich kenne das alles von mir selbst und genau deshalb fällt mir das Moralisieren schwer. Es wäre einfach, mit dem Finger auf Amazon, die großen Handelsketten oder die Geiz-ist-geil-Mentalität zu zeigen. Aber Amazon klingelt ja nicht nachts bei mir und zwingt mich zu bestellen. Ich drücke selbst auf den Knopf. Das ist schon lästig, wenn man einen Schuldigen sucht.

Zur Größenordnung: Der HDE beziffert den Onlineanteil am deutschen Einzelhandel für 2025 auf 13,5 Prozent beziehungsweise 92,3 Milliarden Euro Umsatz. Das ist weit entfernt von „alles online“, aber groß genug, um Einkaufsstraßen, Sortimente und Erwartungen sichtbar zu verändern.

Besonders hübsch wird es, wenn ich mich über einen verschwundenen Laden im Ort ärgere und am selben Nachmittag der Paketbote vor der Tür steht. Ich nehme das Paket natürlich an. Ich schicke ihn nicht zurück mit den Worten: „Tut mir leid, ich rette heute den Einzelhandel.“ So weit geht meine Haltung dann doch nicht. Ich reiße den Karton auf, freue mich über die schnelle Lieferung und kann am nächsten Tag wieder sehr glaubwürdig bedauern, dass früher mehr Geschäfte im Ort waren.

Besonders peinlich ist der Karton auf dem Küchentisch. Man schneidet das Klebeband auf, holt irgendeine Kleinigkeit heraus, die man auch im Ort hätte bekommen können, und hört sich gleichzeitig noch sagen, dass unsere Ortsmitte lebendig bleiben muss. Ich habe für solche Fälle sofort vernünftige Erklärungen: keine Zeit, bessere Auswahl, günstiger, gerade unterwegs bestellt. Alles

stimmt. Der Karton sieht trotzdem ein bisschen vorwurfsvoll aus.

Wir reden deshalb heute sehr viel über Regionalität. Allein das ist für mich schon ein Hinweis darauf, dass Regionalität nicht mehr selbstverständlich ist. Über Dinge, die selbstverständlich sind, macht man selten Kampagnen. Niemand plakatiert „Atmen Sie regional“. Beim Essen dagegen klebt inzwischen auf allem irgendein Hinweis: aus der Region, von hier, Heimat, nachhaltig, kurze Wege. Das ist ja auch gut. Nur muss sich das an der Kasse bewähren. Der Metzger kann von unserer Wertschätzung keine Rechnung bezahlen. Der Bäcker auch nicht. Ich kann ihm hundertmal sagen, wie wichtig ich sein Handwerk finde. Wenn ich mein Brot trotzdem meistens dort kaufe, wo es billiger ist, habe ich ihm meine tatsächliche Meinung ziemlich eindeutig mitgeteilt. Der Markt ist in dieser Hinsicht erstaunlich unsentimental. Er zählt nicht, was wir gut finden. Er zählt, was wir kaufen.

Das ist beim Gasthaus noch deutlicher. Ich finde es schade, wenn alte Wirtschaften verschwinden. Wirklich schade. Ein Gasthaus war über lange Zeit ja mehr als ein Ort zum Essen. Da wurde gefeiert, gestritten, Karten gespielt, Vereinsleben organisiert, wurden auch Ehen angebahnt und mindestens genauso viele schlechtgeredet. Heute sitzen wir zu Hause, schauen Netflix und lassen uns das Essen bringen. Auch ich finde das praktisch. Wenn man müde ist, keine Lust mehr hat zu kochen und per App in einer halben Minute bestellen kann, dann ist die große kulturelle Bedeutung des Gasthauses nicht der erste Gedanke. Aber wenn das Gasthaus ein Jahr später schließt, sagen wir: wieder ein Stück Dorfleben weg. Stimmt sogar. Nur war das Dorfleben eben irgendwann auch zu Hause auf dem Sofa.

Beim Bäcker wird es fast noch schöner. Natürlich wollen wir, dass die Leute dort vernünftige Arbeitszeiten haben.

Niemand soll nachts um zwei aufstehen müssen, nur damit ich um sieben Uhr ein frisches Brötchen bekomme. Gleichzeitig stehe ich sonntags um kurz nach sieben vor der Tür und bin leicht irritiert, wenn das gewünschte Körnerbrötchen schon ausverkauft ist. Man kann die Ansprüche sehr leicht formulieren, solange man nicht überlegt, wer sie erfüllen soll. Gute Arbeitsbedingungen, faire Löhne, handwerkliche Herstellung, regionale Zutaten, möglichst Bio und am besten trotzdem ein Preis, bei dem man nicht schlucken muss. Das gilt nicht nur beim Bäcker. Eigentlich beschreiben diese fünf Wünsche einen guten Teil unseres Konsumverhaltens.

Ich halte uns deshalb nicht für heuchlerisch. Das Wort ist mir zu einfach. Wir sind eher verwöhnt, und zwar auf eine durchaus angenehme Weise. Wir haben gelernt, dass viel gleichzeitig möglich ist. Große Auswahl und niedrige Preise. Schnelle Lieferung und hohe Qualität. Gute Löhne und günstige Produkte. Nachhaltigkeit und weltweite Verfügbarkeit. Das hat über lange Zeit erstaunlich gut funktioniert. Die Wirtschaft wurde produktiver, Waren wurden billiger, der Handel globaler, Logistik schneller. Wir konnten uns an Dinge gewöhnen, die vor zwei Generationen Luxus gewesen wären. Das Problem beginnt erst dann, wenn wir glauben, alle diese Vorteile hätten nichts miteinander zu tun und könnten einfach beliebig addiert werden.

Der Satz „Wir beklagen Entwicklungen, die wir jeden Tag selbst mitfinanzieren“ ist deshalb gar nicht so böse, wie er zunächst klingt. Er trifft mich selbst. Ich kann nicht verlangen, dass ein Händler vor Ort Personal, Miete, Lager und Beratung bezahlt, und gleichzeitig erwarten, dass er preislich so arbeitet wie ein Zentrallager irgendwo in Europa. Natürlich kann ich sagen, mir ist der Unterschied den Aufpreis wert. Manchmal sage ich das auch. Manchmal eben nicht. Das ist die unangenehme Ehrlichkeit,

die mir an diesem Buch wichtig ist. Ich möchte nicht die Welt verbessern und dabei so tun, als hätte ich mit ihrer Entstehung nichts zu tun.

Und ich bestelle weiter im Internet. So konsequent bin ich. Das ist die enttäuschende Schlussfolgerung dieses Kapitels. Ich werde aber ein bisschen weniger überrascht sein, wenn Dinge verschwinden, die ich selbst zu selten genutzt habe. Und ich werde beim Metzger nicht jedes Mal über den Preis nachdenken, als hätte er persönlich beschlossen, die Inflation zu erfinden. Das wäre schon etwas. Eine Hochkultur muss ja nicht sofort gerettet werden. Man kann auch mit einem Leberkäsweck anfangen.

Wenn man durch alte Städte geht, sieht man, wie zentral Handel und Handwerk einmal waren. Der Marktplatz lag nicht zufällig mitten im Ort. Dort wurde gekauft, verkauft, geredet, gestritten, Neuigkeiten wurden ausgetauscht, und wer etwas brauchte, wusste, wer es herstellte. Der Bäcker, der Metzger, der Schmied, der Schneider, das Gasthaus, irgendwann der Krämer. Das war nicht romantischer als heute. Wahrscheinlich roch es schlechter und der Service war nicht immer kundenorientiert. Aber wirtschaftliches und gesellschaftliches Leben lagen näher beieinander. Wer beim örtlichen Handwerker einkaufte, traf ihn am Sonntag wieder in der Kirche oder im Verein. Wenn er schlechte Arbeit machte, war das unangenehm. Für beide. Heute kann ich bei einem Anbieter bestellen, dessen Sitz ich nicht kenne, dessen Mitarbeiter ich nie sehe und dessen Paket aus irgendeinem Lager kommt, von dem ich nicht einmal weiß, in welchem Land es steht. Das ist effizient. Es ist nur etwas anderes.

Früher war das einfacher, wobei ich mit diesem Satz inzwischen vorsichtig bin. Früher war nämlich vieles nicht besser, sondern einfach nicht vorhanden. Wenn es im Ort zwei Metzger gab, kaufte man eben bei einem von beiden.

Wenn der Bäcker am Montag geschlossen hatte, hatte er geschlossen. Wenn man etwas Bestimmtes brauchte und der Händler es nicht hatte, musste man warten. Das klingt heute fast exotisch. Warten ist ja inzwischen eine Zumutung geworden. Wir sind daran gewöhnt, dass fast alles jederzeit verfügbar ist, und das ist großartig. Ich möchte nicht ernsthaft in eine Welt zurück, in der man drei Wochen auf eine Ersatzteilbestellung wartet, nur damit der örtliche Handel beschäftigt bleibt. Ich möchte Auswahl. Ich möchte gute Preise. Ich möchte Bequemlichkeit. Ich möchte aber eben auch, dass es all die anderen Dinge weiterhin gibt. Genau hier beginnt die kleine Verrenkung im Kopf.